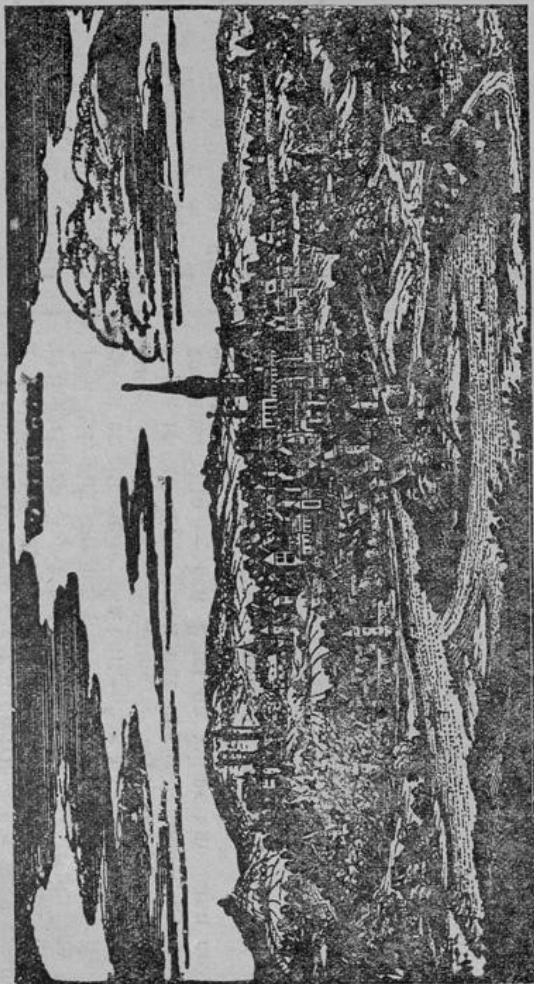


Marburger Marie



Wöchentlich zweimal erscheinend
**Unterhaltungsbeilage
des Marburger
Kreisblattes**
Die sich besonders der Pflege und
Steigerung des Heimatgefühls
entwidelt.
Besondere Berücksichtigung
des Marburger Kreisblattes
Sonderdruck des Originals in 10 Bänden
Verlag
Schiffelberg: A. Schöfer,
Marburg

11. Jahrgang

1. September 1937

Mr. 70

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Otto von Hanstein

16. Fortsetzung

„Sehen Sie, das kann ich eben nicht, ohne einen richtigen Betrag zu begeben.“

„Dann?“

„Dann, einen Betrag! Sie wissen, daß Werner Pfistor uns damals ohne Wissen und dann sogar gegen den Willen seines Vaters das Geld auf die Villa gebracht hat, ohne das wir die Villa nicht hätten zahlen können. Glauben Sie, er hat das aus Freundschaft getan? Am Abend vorher, auf unserer sogenannten Gesellschaft, hat er mir so eine Art Antrag gemacht. Natürlich habe ich ihn ausgelacht. Dann, am nächsten Morgen, bin ich zu ihm gelaufen. Das heißt eigentlich zu seinem Vater, der zufällig nicht da war, und dann — ja, Herr Gengenberg, dann habe ich ganz hinterlistig gehandelt: ich habe ihm sehr wohl angemerkt, daß er mir das Geld nur leihen würde, wenn ich seine Werbung annehmen wollte. Wir haben darüber nicht mit Worten gesprochen, aber — na ja — man ist schließlich neben der Flegerei und anderem auch Frau. Gengenberg, er hatte aus meiner Art die Überzeugung, und daraufhin gab er das Geld. Wenn ich ihn jetzt also ganz genau so gehandelt wie etwa ein Kaufmann, der einen Hausen Gichtwechsel auslöst, in der festen Überzeugung, daß er sie am Verfalltag nicht einlösen kann; und, soviel ich weiß, steht auf so etwas Gefängnis.“

„Das ist doch etwas anderes.“

„Nein! Er hat mir das Geld gegeben in der festen Überzeugung, daß ich seine Braut werde, und ich habe es in der festen Überzeugung genommen, daß ich das nicht kann, habe aber sehr deutlich gefügt, wie er das aufsaße. Das heißt, ich muß gesehen, in jenem Augenblick war mir alles gleich. In jenem Augenblick, in dem ich fürchtete, sie könnten meinen Vater einperren, habe ich mir eingeblutet, ich könnte alles, sogar Werner Pfistor heiraten. Aber jetzt — es ist lächerlich! Wenn der Mann mich wenigstens liebt, so liebe, wie man sich das als junges Mädchen denkt, dann

des Jaguars harte. Er hatte seinen Revolver in der Hand. Er schloß. Er mußte gut getroffen haben. Denn der Jaguar war plötzlich verschwunden. Valacrel war allein. Er richtete sich mühsam auf, schleppte sich zur Güte und ließ sich schwer auf sein Lager fallen.

Am nächsten Morgen lagte ihm Quis Asturias, daß er geträumt und die ganze Nacht hindurch getobt habe, daß er aber nun wieder ganz gesund sei.

Mit dem Valacrel sah seinen Freund lange an. Er schüttelte den Kopf: „Sieh doch, meine Kleider sind noch gar nicht aus dem Regen und vom Schmutz. Ich bin erschunden und gelochten am ganzen Körper. Ein Glück, daß ich im letzten Augenblick den Jaguar getroffen habe, sonst hätte der mich erledigt.“ Er dachte noch immer, wie die Leute an der Kiste in den Straßen an der Kiste denken. Er glaubte wirklich, er sei in der Nacht draußen im Wald gewesen.

„Asturias lächelte: „Betrümt hast du! Und Elias hat dich gesund gemacht.“ Er kam das. Er weiß viele Mittel!“

Der Valacrel wollte es nicht glauben, daß ein alter, kranker, trauriger Jude einen Menschen gesund machen kann. Er nahm sein Gold aus dem Versteck, es war nicht sehr viel, und verteilte am gleichen Tag seinen Freund und den Berg und trit ins Tal hinunter.

Elias lag vor seiner Güte, im Schatten, als der Herr vorbeiritt. Der alte Jude sah ihn an, mit einem geistigen, unbeweglichen Blick. Nur seine Augenlider schloß er nicht.

Freude

Eine Geschichte von Ludwig Böde

Der Vierte sah den Chor und das glänzende Spielende. Er schloß taumelnd, er sah nur sie immer mehr zur einsigen Verlobten werden, die ihm damals alles gegeben und alles genommen.

Sie waren damals gemeinsam nach Hause gegangen, angetrieben von ihrem Glück und der Gnade der vertraulichen Schöpfung. Sie hatten es nicht eilig gehabt. Der frühe Sommerabend schüttete Mondlicht und Glanz der Gärten über die alte, nachblühende Stadt. Sie hatten sich in dem Gewirr der Gassen verirrt. Die grauen weißen Balken der alten Häuser über ihnen, hinter den rissigen Mauern quollen Jasmin- und Rosendorn. Ihre Hand lag in der seinen. „Erst habe mir etwas“ hat sie. Da war ihm aus der Tiefe der Stunde das Märchen des Apuleius auf die Lippen gekommen, über das er gerade im philosophischen Seminar der benachbarten Universität hatte sprechen müssen: „So feierte Psyche ihre Hochzeit mit Amor, und danach wurde ihnen eine Tochter geboren, die wir Freude nennen.“ Ein Jahr darauf war sie verheiratet gewesen.

Daß sich die Dichtung erfüllt hatte, glaubte er kaum.

Der Vierte sah sie an. Immer ungeduldiger, leidenschaftlicher, glühender drängte der Jubel in den Saal. Dem Manne war er vergeblich zugehört. Doch plötzlich sah er den vor sich, aus dessen Herzen er gewollten, den Entzweiten, Entzweiten, Entzweiten. Er sah ihn, wie er sich ängstlich in die Gänge des Saals hielt und dann doch wieder mit dem Rhythmus der Entzweiten der Felle um Wien lagte, besessen von seiner inneren Not, von seiner Verzweiflung. Was dann das Werk, das er nicht mehr hören konnte, aus dem Dröhnen des Karnevals zum Leben zu ihm aufwachte und seinen Weg über die Erde begann, den Weg durch das endlose Leid in das hohe Licht, Sauer, der in die Tiefe gesenkt, Frucht und damit wieder und immer wieder Sauer ward.

Wilhelm Erntmann schloß seine Not nicht mehr. Die Ode hob sich noch einmal auf und stand dann granitartig da, der Jubel als Erfüllung, der Traum als Wirklichkeit. Der Jubel sprach, und es ward Freude. Was schied es, wenn innerlich nicht zu halten vermochte! Der sie gelassen, war abenteu an ihr vergangen; über dem Schöpfer herrschte sein Werk.

Er ging durch eine Seitentür nach draußen. Hinter ihm trauerten Besessenen, die sich langsam in die Gegenwart zurückfindenden Föner. Er hatte es nicht eilig; keiner wartete auf ihn.

Doch vertrieb er den Weg, den sie damals gegangen.

telegen. Er griff mit zitternden Händen nach dem, er sah, wie ihm das Gold durch die Finger rann und über seinen Körper und über sein Lager rollte, er hörte, wie es leise auf den Boden der Güte fiel. Und sein Fieber stieg.

„Elias wird dich gesund machen“, sagte Quis Asturias.

Da rief sich der Kranke hoch: „Nein! Nein! Er will mich umbringen! Hinaus!“ Er sprang auf. Aber der alte, traurige, gebückte Elias folgte den Tritten an die Schwellen und warf ihn wie ein Kind auf das Lager zurück. Er hielt ihn fest und drückte ihn in die Decken. Valacrel schrie laut um Hilfe. Er sah über sich, über sich, als er die Augen eines Jaguars über sich sah. Er sah die Gräber in diesen Jaguanen. Elias preßte den heißen, feuchten Kopf des Kranken zwischen seine Hände. Und Valacrel glaubte, das drehe sich um ihn. Ein Weib geriet die Düsternis in der Güte, und unter Donner ertönte der Berg. Valacrel hörte ganz deutlich den Schrei des Jaguars, der seinen Namen. Er sah den Jaguar vor sich, er sah den widerstehenden Gehirne aus dem Rücken der Bestie.

Er merkte jetzt, daß er gar nicht mehr in seiner Güte war, sondern draußen im Wald, in einem Dürst, aus dem es keinen Ausweg gab. Dornen und Äste hielten ihn fest. Regen prasselte auf ihn nieder. Der Jaguar schaute ihn heiß an. Affen lachten höhnisch in den Wäldern. Valacrel schrie laut auf: Wasser! Wasser! Er lief ihm über den Kopf. Er verlor, erlitt in einer Zeit von Schlamm und Morast, während er den trübseligen Blick

Der Vierte sah von Beckhovens letzter Symphonie besessen. Der Dirigent hielt das ganze Werk hindurch den einen großen Gedanken der Freude fest, ohne in die Spaltung Freude und Mitleid zu verfallen, die seine Vorgänger beherzigt hatten. Er baute ruhig und sicher von ersten Sätze auf und steigerte das gewaltige innere Geschehen bis zu der endlosen und unerschöpflichen Leidenschaft der Schillerischen Ode, die nun im Quartett einfloß. Er dirigierte auswendig. Die menschliche Stimme triumphierte. Der Jubel entsetzte sich in einem Ausbruch, darin das Leid der Kreatur aufging im Atem des Weltlichen.

Wilhelm Erntmann war mit den Freunden auf das Einjahresfest für den Chor. Nun hob der Leiter die Hand: in den strahlenden Klang der Frauenstimmen mischte sich das dunkle Metall der Männer, der hohe Symphonie des jungen Schiller brauste mit der überwindenden Gewalt des alternden Beethoven. Und schweigend rechts von ihm stand Gudrun Althaus, das Tochter, schon wie sie und mit demselben hingebenen Ausdruck reiner, andächtigster Frömmigkeit.

Vor freundschaftlich Jahren hatte ihre Mutter im Sozialen gelebt. Sie und Erntmann hatten sich damals sehr lieb gehabt. Er war Student gewesen, sie lebte mit ihrer verwitweten Schwester zusammen. Dann war der andere gekommen, älter als er und in einer Stellung, die er ihr für Jahre hinaus noch nicht hätte bieten können. Vielleicht auch er war allein geblieben. Seltsamlich hörten sie noch von einander, bis sie dann nach vielen Jahren ihre Tochter hierher geschickt hatte, die nun da unten vor ihm stand wie einst sie.

Er lang seinen Bart ohne Notizen. Es war das erste Mal, das der große Städtische Chor seitdem die Symphonie aufgeführt. So konnte Erntmann sie ohne Mühe beobachten. Das helle schwebte das schmale, sehr zarte und blasse Gesicht ein, das von frühem Ernst kündete. Es folgte zu Hause nicht alles zum Besten stehen. Ihre Vater hatte sich bei der Übernahme der neuen Fabrikten draußen hinter Spandau wohl angenommen. Er galt als ungewöhnlich ehrgeizig und willensstark; sie mochte ihn sehr, für einige Zeit in dem nächsten Hause der Verwandten einziehen zu können. Dort auch hatte er sie kennen gelernt, sie war mit Gräben von der Mutter gekommen.

Und doch stand er in dem immer härter anbrechenden Jubel, der auch den gelassensten Sänger vollkommen in seinen

„Und Sie?“
„Natürlich hab ich ihn lieb, wie sollte man so einen
prachtvollen Menschen nicht lieb haben!“

„So, Gott, dann —“
„Gehen Sie, das ist eben die Gemeinheit von mir.
Das ist eben das Unglück, daß wir dabei nicht geliebten
habe. Ich bin auf die hohe Schule gegangen, ich war ein
Sohn in einer Pension, ich bin mit allen möglichen „feinen
Menschen“ in Berührung gekommen und — da sind Sen-
nungen, Gemüthungen, die ich selbst sehr häufig empfinde.
Sas kann Fräulein Sie nicht verstehen, daß er dieselbe ge-
heißt? Das ist einfach natürlich, daß er so ist, und un-
natürlich ist nur, daß ich nicht mehr so bin. Ich Fräulein
Stuhlfeld etwa deshalb weniger wert mit ihrem treuen
Gefühl? Wenn ich aber daran denke — da sind eben diese
Sammungen! Da ist die Gemeinheit! Soll ich an dem
Mann, der mich so lieb hat und den ich auch lieb habe,
herummedeln und verfluchen, ihn zu erschlagen? Was glau-
ben Sie, wie das ihm wehthun würde, und außerdem —
wenn eine Frau schon so was anfangt, ist's von vornher-
ein verpöht. Wenn eine Frau schon die blödsinnige Lieber-
zeugung hat, sie wäre was Besseres als ihr Mann! Ich
ich gar nicht. Ich ganz genau, daß das alles überflüssig
ist, aber ich hab mich doch nun mal an all den Gimm-
worken. Ich hab ihn lieb, ganz gewiß, aber — ich weiß
nicht, ob Sie das verstehen, ob das überhaupt ein Mensch
verstehen kann.“

Gangenberg nickte.
„Doch, Fräulein Sie, ich kann das sehr gut ver-
stehen.“
„Nicht? Aber nicht wahr, mit Vater oder Mutter
kann ich doch über etwas nicht reden, ohne ihnen auch
wehzuthun und —“
„Jetzt widerrechtete es bereits wieder ihrer Natur, daß
sie sich diesem in Schärfe doch ganz fremden Menschen
gegenüber so ausgesprochen hatte, sie stand auf und ver-
suchte zu lachen.“
„Und da bildet man sich ein, ein moderner Mensch zu
sein, und hat doch überall Semmungen.“
Gangenberg ging auf und ab.
„Es ist selbstverständlich, daß Sie sich heute nicht mit
Sasner Phor verleben.“

„Und der Zeitungs?“
„St. la Lühm. Inzwischen ist doch die Wille verkauft,
und er hat sein Geld wieder.“
„Was, offen, Herr Gangenberg, Sie meinen das
tatsächlich?“
„Ich will Ihnen etwas sagen: ich würde an Ihrer
Stelle vorbeugen und ihm ganz offen schreiben, ehe er
kommt. Schreiben, daß Sie das Gefühl hätten, er würde
— und so — und daß Sie nun einmal nicht können, weil
ihre Phor jemand anderem gehörte — brauchen ja keinen
Namen zu nennen — aber das ist leichter, als wenn er
erst kommt.“

Herr Gangenberg, wenn Sie mit das raten —“
„Und das andere — das lassen Sie doch zunächst
einmal in der Schenke.“
„Gangenberg Sie etwa, daß der Fritz Stuhlfeld das
nicht fühlt? Daß er nicht ganz genau weiß, wie es in mit
ausseht, und denkt, daß ich eine einseitige Phor bin,
die sich seiner schämt? Glauben Sie, ich weiß nicht, warum
er nicht mehr hier in der Gasse ist?“

Gangenberg sah auf die Uhr.
„Jetzt haben wir glücklicherweise eine ganze Stunde ver-
loren. Nun legen Sie sich mal hin und schreiben Sie an
den Herrn Phor. Den Brief nehme ich gleich mit, und was
den Stuhlfeld angeht, sehen Sie, den habe ich auch be-
obachtet, und das denke ich mir so: in dem stehet ein guter
Hocher Stroh. Gerade weil er sich einbildet, daß Sie sich
für etwas Besseres halten, sucht er etwas darin, sich so zu

benutzen, wie er es tut. Wenn er merkt, daß es mit
Sasner Phor nichts ist, dann kann er selber zeigen, was
er für ein Mensch ist. Gehen Sie ruhig ein bißchen selbst-
bewußt. Jetzt ist er ja wohl im stehenden Zustand und kommt
da mit allen möglichen jungen Menschen zusammen. Sit er
wirklich der, für den Sie ihn halten, dann wird er schon
begegnen, daß eben diese Samenscheidung einen großen
erheblichen Eindruck hat. Und, wenn er wirklich das Ge-
fühl hat, daß Sie sich jetzt seiner schämen, dann wird er,
wenn er ein ganzer Kerl ist, schon dafür sorgen, daß Sie
eines Tages anderer Meinung werden. Den lassen Sie nur
ruhig seiner Wege gehen und dann — immer weiter ge-
redet! Also — den Brief an Phor und dann an die
Stube!“

„Dank, Herr Gangenberg, ich glaube, es ist doch gut,
daß ich mich einmal ausgesprochen habe.“
„Ja also!“
„Während Sie sich an den Tisch setzen, um zu schrei-
ben, verteilte sich der Besucher in die Gesellschaft. End-
lich stand sie auf.“

„Hier ist der Brief!“
„Dut, und wenn Müller und Stenberg anstehen
— ich bin morgen früh zur Besprechung bereit.“

Gangenberg nahm den Brief.
„Ich stehe ihn in den Reihen, damit Sie mit nicht
wieder Summungen machen.“
„Sas sah ihm mit klopfendem Herzen nach und hatte
das Gefühl, daß nun neues Unglück hereinbrechen müsse.
Sie konnte sich nicht einmal ihres Unbehagens, der ihr
die Freiheit wiedergab, freuen und ging mit sehr lang-
samen Schritten und voller bangen Erwartungen in das
kleine Haus auf dem Gabelhof hinüber.“

3. h e t e s K a p i t e l .

Die drei Monate, die jenem Tag folgten, an dem
Stuhlfeld wieder zu unbeschäftigt in den Besitz des Phores von
kautschum Markt kam, waren in jeder Weise eine erfreuliche
Zeit. Und angesehen hatte diese glückliche Zeit mit
einem herrlichen Leben, das Sas ausfüllte, und zwar so
impulsiv, daß sie bei der Gelegenheit von Herrn Gangen-
berg fast einen Stiffel erhalten hätte.

Stadtem sie auf diesen Markt eine sehr vorzüglich und
kostbar gehaltene Abgabe an Sasner Phor geschickt hatte,
allerdings ohne zu wissen, daß dieser selbe Sasner Phor
an demselben Abend von Sasner Phor selbst in die
Stube hinuntergeworfen worden war, war sie mit
klopfendem Herzen jeden Tag auf eine Antwort.
Sas würde er tun? Sie trocknen hatten? Sie eine
Bettgängerin nennen? Und dann —? Schon am zweiten Tag
kam wirklich der Brief. Ein ganz gewöhnliches Geschäfts-
billet mit dem Ausdruck: „Stationshaus Phor.“
Sas mußte sich zusammennehmen, als sie den Um-
schlag aufsch. Dann las sie:

„Fräulein Sasner Stuhlfeld,

Sie.
Uns nicht bewußt. Ihnen irgendeine bindende
Offerte gemacht zu haben, bedauern wir, von der Ab-
scheidung dieser Offerte, die anstehend dinstag zurückge-
reicht wird, keinen Gebrauch machen zu können.“

Mit diesem Gruß

Stationshaus Phor
i. d. Sasner Phor.“

Dabei lag der Brief, dessen Abschrift ihr solches
Kopfschütteln gemacht hatte, als sie in beiden in ihrer
Stube hieß, geschah es, daß sie so laut aufschrien mußte,
daß Herr Gangenberg aus seiner schmerzlichen Absonder-
rissen wurde.

Aber es geschah noch etwas anderes, denn Sas
sprang auf, legte ihm den absonderlichen Antwortsbrief
mitte auf das Kissen und ehe der alle Herr sich
beissen weisend, hatte er einen Haß abgenommen.
Dabei sah sie ihn mit veränderten Augen an.

„Varant können Sie sich was einbilden, Sasner San-
genberg, — Sie sind der erste junge Mann, den ich seit
willing auf den Markt gestellt habe.“

„Gott sei Dank, daß Sie Sasner Sagenberg“ gesagt
haben, sonst müßte ich glauben, daß Sie jetzt mit einer ge-
schickten Offerte machen. Aber ich bin unerschütterlich
Sagenberg. Der junge Mann“ wird dinstag antworten.“

„Sasner Phor“ sagte Sasner Phor, nachdem er, seinem
Groll durch diese geschickte Fassung einen besonders
starken Ausdruck verliehen zu haben, hatte er sich geküßt,
denn Sas ging den ganzen Tag mit einem Gesicht, das
als habe er ein Geschenk bekommen.“

„Also, hier ist jetzt Schluss. Wenn Sie wollen, mor-
gen früh neun Uhr in meinem Büro, Sasner Stuhlfeld
Stuhlfeld.“

„Und ob! Jetzt wird's vielleicht doch was mit den
zehn Jahren.“

Das Auge des Jaguars

Altes Sasner kam von der Küste. Stille. Stille von Stille. Stille.

Altes Sasner kam aus den Gedanken an der Küste ins
Sasner des Landes.
Sasner, der seinen Freund Sas Stuhlfeld mitten in den
Bergen, in einem Dorf von nur wenigen Häusern. Der Sas
kam von allen Seiten bis zu den Fingern heran, er war schwarz
und ununterbrochen, kühl, kühn, unheimlich. Sasner gefiel
dieses Dorf und dieser Sas nicht.

„Und sein Freund Sasner gefiel ihm nicht mehr. Er hatte
sich sehr verändert, zu seinem Glück. Er behauptete sich nicht
mehr wie ein Mann, der von der Küste und aus den Gedanken
kam, sondern wie ein Mensch, der im Zentrum des Landes
groß geworden ist. Er hatte zu denken gelernt wie die Leute im
Zentrum des Landes. Er dachte über die schändlichen Vorgehens-
weisen Sasners, die er als obren und furchtbar begriffene. Sie
sahen das Gold. Sie wollten beide reich werden. Sie
sahen das Gold. Es war noch weniger, als Sas Stuhlfeld gerecht
vermerkt hatte. Es war anstrengend und mühsam, an die Ab-
hängen zu kommen. Und es war heiß in der Sonne, die sie in das
Weisse geprengt und gedrückt hatten, sie und die Sande aus
dem Dorf, die für die beiden Herren arbeiteten.“

Altes Sasner trauete dieser Sande von ersten Tage an
nicht. Die Leute waren immer hümm, immer gleichgültig,
immer seltsam ergeben. Sie widersprachen nicht. Sie blugten
sicheren tot zu sein. Aber wenn Sasner lange hinein sah, dann
war es ihm, als flimmere es dort ganz tief unter verdächtig und
böse. Sasner hielt die Sande für hinterlistig und rachsüchtig.
Er sagte es ihnen, daß er sie nicht liebe. Er sagte sie an bei
der Arbeit. Er sagte, wenn sie fast hunderttausend.
Sas Stuhlfeld, sein Freund, haarte: „Du kennst die Leute
nicht! Set vorzüglich! Es könnte dir etwas geschehen, was du
dir nicht erlauben kannst!“

„Sas soll mit gutem Willen! Sie sind fide. Sie denken nicht
einmal daran, sich zu wehren, wenn ich sie schlage.“
Sasner lachte: „Nein, das werden sie nicht tun. Und
dabei kann sie doch etwas geschehen, was für du seine Er-
klärung hat.“

Sasner aber sagte, er glaupte nicht an Menschen, und er
habe anders zu tun, als sich mit solchen Abweichungen abzugeben.
Sas den Menschen, die lachend hümm, gleichmütig waren,
ergriffen Stuhlfelds seinen Freund Stuhlfeld, die der Mann, der
von der Küste und aus den Gedanken kam, noch nicht gekostet hatte
und die er für Menschen hielt.

Don den Zeiten sprach Stuhlfeld, die im Collo bei Sasner
sagen und die in manchen Mächten aufwachen, geräuschlos Sas
sauer, mit malinenden, nachdenklichen Gedanken, und die für
Sasner verstanden. Diese Menschen sind ihm ganz Sas-
los wieder verstanden. Sie haben dort die Zeiten gesehen, sie haben
bei Sasner gegungen, sie haben dort die Zeiten gesehen, sie haben
verstanden, den Menschen das Gold und die Diamanten, mit denen
die geküßt sind, begnügen. Aber kein Mensch ist jemals
wieder aus dem Tal herausgekommen. Die Schritte der Men-

„Sasner in der Werkstatt sah es sehr auch besser und
ganz anders aus, je mehr Sasner um Sasner verging.
Stuhlfeld hatte auch ein anderes Gesicht aufgesetzt,
selbst die sechs-hundert Mark in ihrer Kommode lagen.
Die Schritte war für ein halbes Jahr begehrt, der Betrag
für das nächste Jahr Sasner Geld noch da; hundert
Mark war das höchste, was sie im Monat für Essen und
Schriften brauchte, also lag ein sorgenloses halbes Jahr vor
ihnen.“

Der alte Sasner sah eifrig über dem Stuhlfeld, und
nun wurde es auch in der Werkstatt anders. Stuhlfeld machte
es natürlich große Freude, unter des Sasners Leitung die
einigen Teile seines Stuhls zu haben, zu sagen und zu
feilen, oft aber fand der Vater in seiner Lieblingung,
und dann war es Stuhlfeld, der mit Stuhlfeld und Stuhlfeld die
genauen Stuhlfeld und Stuhlfeld berechnete und mit Stuhlfeld
und Stuhlfeld zuerst ein Stuhlfeld herstellte, nach dem
man arbeiten konnte.

(Fortsetzung folgt)

Sas Stuhlfeld sah zu all den Gefährten, die sein Freund an
sich ziehen im Collo bei Sasner. Man kann, wenn man oben
auf den Bergen steht, nur die weißen Sandenberge liegen
sehen.
Sasner lachte zu all den Gefährten, die sein Freund an
sich ziehen im Collo bei Sasner. Man kann, wenn man oben
auf den Bergen steht, nur die weißen Sandenberge liegen
sehen.

Sas Stuhlfeld behauptete, und er war sehr ernst dabei, daß
die Augen des Jaguars deshalb so böse und gräßlich sind,
weil er die Schritte der Stuhlfeld gesehen habe und weil die
nun immer wieder verstanden, aus den Augen des Jaguars zu
springen. Deshalb furchten sich auch in der Nacht alle Menschen
und alle Tiere vor den Jaguaren.

„Sasner lachte auch dazu.“

„Sasner lachte auch dazu.“
„Sie grüßen jeden Tag nach Gold. Sasner behauptete die
Sandes immer schlechter. Sie blieben hümm, ergeben, gleich-
mütig. Ihre Augen blieben tot, obwohl Sasner den Eindruck
nicht los wurde, daß sie lebten, glückten, drohten. Und er wurde
noch mehr, noch gereizter, noch aufgeregter.“

Sasner wurde krank. An einem Stuhlfeld waren alle seine
Glieder heiß und schmerz, er war eifrig, obwohl ihm der
Schmerz aus allen Poren brach. Ein Stuhlfeld verstand immer
sich selbst. Er sprach seine Dinge auf seinem Lager. Er sagte
und lobte. Er wollte sein Gold haben. Sasner mußte, wo er
sein Gold versteckt hielt, auch Stuhlfeld nicht. Er behauptete
seinen Freund und die Sandes, sie hätten ihm sein Gold ge-
schlohen, er werde sie erschlagen, drohte er.

„Sas Stuhlfeld sprach Stuhlfeld mit dem Stuhlfeld der Sandes, mit
dem Stuhlfeld, hümmen, hümmen Glas, der zu nichts mehr zu
gebunden war, der nicht in die Schritte ging, der nur immer
im Schatten seiner Güte lag und nichts weiter bewegte als die
Stuhlfeld beim Namen der Stuhlfeld, stehenden Sas und
der fast täglich den Sas Stuhlfeld erregt hatte, weil er nicht
hat. Sas Stuhlfeld hatte Glas Glas, seine Stuhlfeld waren grün
vom Gold der Stuhlfeld Stuhlfeld.“

„Du mußt meinen Freund befehlen!“ sagte Stuhlfeld zu dem
Stuhlfeld.

„Wenn du es willst, Sasner, heute ist's tun“, murmelte
ber. „Sie gingen in die Schritte zu Stuhlfeld Sasner, der stuhlfeld
noch als Sasner schon lobte, der die beiden Männer anstarrte und
se bestimpte.“

„Er hat meinen Stuhlfeld verstanden!“ brüllte Sasner und
sagte mit seiner stehenden Sand auf Glas. Der ging bis dicht
an das Lager, noch den Stuhlfeld von der Sand herab und
reichte ihm den Stuhlfeld, der ihn hilflos finden lassen mußte.
„Er hat mein Gold geküßt!“ lachte Sasner, und in
seinen Augen war Stuhlfeld und Glas. Glas blickte sich und hob vom
Lager Glas der Schritte hoch, Goldstuhlfeld Stuhlfeld,
Stuhlfeld. Er ließ das Stuhlfeld Stuhlfeld langsam auf, so
leuchtende Stuhlfeld Stuhlfeld. Der sah die Augen auf, so
viel Gold hatte er noch nie gesehen, so viel Gold hatte er noch nie